

Emir Suljagic

Srebrenica - Notizen aus der Hölle

Übersetzt von Katharina Wolf-Grießhaber

Nachwort von Michael Martens

ISBN: 978-3-552-05447-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05447-9>

sowie im Buchhandel.

Ich habe überlebt. Ich hätte einen beliebigen Namen haben können, Muhamed, Ibrahim, Isak, das ist nicht wichtig, ich habe überlebt, viele haben es nicht. Ich habe überlebt, wie sie gestorben sind. Zwischen ihrem Tod und meinem Dasein gibt es keinen Unterschied, weil ich in einer Welt weiterlebe, die dauerhaft, unwiederbringlich von ihrem Tod gezeichnet ist. Ich komme aus Srebrenica. Eigentlich komme ich von anderswo, aber ich habe es mir ausgesucht, aus Srebrenica zu sein. Nur von dort wage ich zu kommen, wie ich auch nur dorthin zu gehen gewagt habe, als ich nirgendwo sonst hinzugehen gewagt habe. Gerade deshalb glaube ich, dass der Geburtsort im Vergleich zum Sterbeort unwichtig ist. Ersterer sagt nichts über uns, er ist nur eine rein geografische Tatsache; der Sterbeort sagt alles über unsere Überzeugung, den Glauben, die Wahl, die wir getroffen und an die wir uns bis ans Ende gehalten haben, bis der Tod uns ereilt hat.

Vielleicht ist das alles falsch, vielleicht kann man seinen Sterbeort ja gar nicht wählen, genauso wenig wie man den Geburtsort wählen kann. Doch sie sind dort gestorben, wo sie geboren wurden, wo sie in den Kriegsjahren Zuflucht gesucht und gefunden, wo sie Tag für Tag in einer gemeinsamen Agonie überlebt haben. Sie haben Srebrenica ausgesucht, um zu überleben, und das macht ihren Tod umso schrecklicher.

Mitte Mai 1992 strömten zehntausende Menschen auf der Flucht vor dem Angriff der serbischen Streitkräfte nach Srebrenica; die Artillerie der JNA (Jugoslawische Volksarmee) vernichtete Dörfer und Städte, und der dunkle Rauch,

der in die Luft stieg, kündete das kommende Unheil an; Freiwilligeneinheiten aus Serbien ließen Blutspuren zurück und schickten Überlebende voraus, von deren Geschichten einem das Blut in den Adern gefror. In der zweiten Maiwoche verließen die Serben Srebrenica, nachdem sie es gründlich geplündert hatten, und diese Stadt in der Sohle eines sehr engen und steilen Talkessels wurde zum Zufluchtsort für zehntausende Verzweifelte. Unter ihnen waren meine Freunde, meine Bekannten, meine Familie und ich.

Ich sollte in den nächsten drei Jahren, bis zum Fall der in den Sommermonaten 1992 gebildeten Enklave sehr viele Menschen kennen lernen. Einige von ihnen nahmen den Platz meiner 1992 ermordeten Verwandten ein oder der serbischen Freunde, die mich brutal verraten hatten. Dort sollte ich ein paar Dinge zum ersten Mal erleben. Aber was wir alle gemeinsam hatten, war das Gefühl einer kosmischen Einsamkeit, wie sie nur ein zum Tode Verurteilter empfinden kann. Wir betrachteten einander, wohl wissend, dass es sehr gut möglich war, dass wir uns am nächsten Tag nicht mehr sehen würden, und niedergeschlagen von dem Gefühl, dass das nichts ändern würde.

Unter den hunderten, wahrscheinlich tausenden von Menschen, die ich kennen lernte, war Šaćir Begić, ein alter Mann, dessen Geisteskraft mich immer wieder aufs Neue überraschte. Nach einem ungeschriebenen Gesetz versammelte sich fast meine ganze Nachbarschaft am Eingang zu seinem Hof und unterhielt sich über das, was sie an diesem Tag im Radio gehört, in der Stadt gesehen, an der Front erfahren hatte ... In Augenblicken gemeinschaftlicher Verzweiflung – wenn wir überzeugt waren, das Ende sei gekommen, und solche Gelegenheiten gab es in den drei Kriegsjahren viele – beendete Šaćir mit seiner tiefen, vom Tabak kratzigen

Stimme all unsere Gespräche mit immer denselben Worten: »Es wird alles besser, als wir denken.« Als im Juli 1995 die serbischen Streitkräfte die Stadt schließlich überrannten – weil das immer nur eine Frage der Zeit war, wurde auch er ermordet.

Im Tod, genauer, in dem Moment, wo wir zu existieren aufhören, gibt es keinen Unterschied – Gaskammer, Massenexekution oder das heimtückische Aufblitzen einer Stahlklinge im Dunkeln, ein Seufzer des Schmerzes oder ein Röcheln und ein unfassbarer Stoß mit dem Messer. Zehntausend Menschen, zehntausend Särge, zehntausend Grabsteine, heeje, zehntausend! Über diesen Tod weiß man alles, oder wir tun heute wenigstens so, als wollten wir alles wissen; wir tun ihrem Tod in den Zeitungsspalten Gewalt an, da wir uns nie nach ihrem Leben fragen. Nichts wissen wir über all diese Menschen, die so wunderbar, gut oder schlecht wie jeder andere waren, nicht mehr und nicht weniger. Wunderbar insofern, als sie Menschen waren. Und insofern, als ich sie kannte.

Die einzige Frage, die ich allen nach dem Krieg gewonnenen Freunden stellen möchte, ist, ob sie sich erinnern, wo sie am 11. Juli 1995 waren. Ich wage es nicht, weil ich nicht sicher bin, ob ich mit allen Einzelheiten immer die Antwort bekommen werde, die ich hören möchte; ich wage es nicht, weil ich weiß, dass ich am Ende allein dastehen werde, ohne irgendeinen Menschen. Obwohl ich davon überzeugt bin, dass ich das Recht habe, eine Antwort auf diese Frage zu verlangen. Nicht weil mich interessiert, wo genau meine Freunde waren, sondern weil ich wissen möchte, ob nicht auch sie an diesem Verrat beteiligt waren. Was in den wenigen Tagen im Juli 1995 in Srebrenica geschah, ist ein ungeheurer Verrat an der Menschheit.

Das war die Zeit, als uns niemand glaubte, als die Soldaten eines Befehls bedurften, menschliche Wesen zu sein, als unser Leben nichts wert war. Nicht einmal einen Schluck Wasser. Der jüngste Überlebende der unzähligen Hinrichtungen zwischen dem 14. und 16. Juli war erst siebzehn Jahre alt. Als man ihn mit einer Gruppe von Männern, mit verbundenen Augen und gefesselten Händen, aus dem Lastwagen führte, verlangten alle nur ein bisschen Wasser. »Ich wollte nicht durstig sterben«, sagte er Jahre später in seiner Zeugenaussage im Srebrenica-Prozess vor dem Tribunal in Den Haag. Die serbischen Soldaten eröffneten das Feuer.

Ich war in dieser Zeit in Potočari auf der holländischen Basis, wo ich als Übersetzer für ein dreiköpfiges Team von UN-Militärbeobachtern arbeitete. Der Verrat, den ich gesehen habe, unterscheidet sich von dem, den die Überleben-

den des Massakers gesehen haben. Sie sahen, wie die Menschheit in beispiellose Tiefen sank, sie wurden gedemütigt und gequält, überlebten nur durch ein Wunder. Was ich gesehen habe, war eine kalte, fast bürokratische Gleichgültigkeit, ein Verrat, begangen von gebildeten, nach allen Standards intelligenten Menschen. Menschen, die in diesen Tagen nicht wagten, genau das zu sein, oder es nicht wollten.

Meine Freunde und ich waren zum Tod verurteilt. Und niemand wollte etwas tun. Diejenigen, die doch etwas taten, sind ein Licht in diesem Dunkel, das einzige Licht. Selbst wenn sie nur ein einziges Leben retteten, ragten sie heraus, ohne dass sie irgendwelche besonderen Anstrengungen unternehmen mussten. Sie sind schlicht ihrer Menschlichkeit treu geblieben. Die schrecklich hohe Zahl der Toten illustriert am besten, wie wenige es von ihnen gab.

Ich weiß nicht, wie ich die zehn Tage beschreiben soll, die ich nach dem Fall der Enklave in Potočari verbracht habe. Mich lassen nicht die Worte im Stich, mich lässt das, was ich fühle, im Stich, die noch immer alptraumhafte Erinnerung an diese Zeit. Die Ereignisse werden für mich niemals so aneinandergereiht sein wie für die anderen, es wird mir immer Probleme bereiten, mich an den genauen Ablauf der Dinge zu erinnern. Aber ich werde mich an jedes Gesicht erinnern, das ich in diesen Tagen dort gesehen habe, an jede Grimasse, an die Angst in den Augen, an jeden Namen, solange ich lebe.